

Aus dem Missionsleben.

auf einem benachbarten Hügel Halt, wo des Königs Wunde verbunden wurde. Ohne diesen glücklichen Zufall wären wir, wie uns ein Ueberläufer versicherte, alle gefangen genommen worden.

Der Feind ließ uns vorläufig in Ruhe; dagegen hatten wir bald durch Hunger zu leiden. Das Lager war nur schlecht mit Nahrungsmitteln versehen, und im Lande ringsum herrschte Mangel; da war nichts zu bekommen. Unser Kommandant, dessen Wunde rasch heilte, begab sich daher zur Königin, stellte ihr vor, daß seine Krieger sehr an Hunger litten und betonte, daß sie unter den obwaltenden Umständen, obgleich man in der strengsten kirchlichen Fastenzeit sei, alles essen dürfe, auch alle Arten von Fleischspeisen. Deshalb solle man die im Lager befindlichen Kamele, Esel und sonstigen Lasttiere schlachten dürfen; denn sie könnten ja in absehbarer Zeit durch andere ersetzt werden. Die Königin stimmte zu, kam jedoch zuvor mit dem Kommandanten in mein Zelt, um von mir bezüglich des Fleischgenusses die durch die Not gebotene Dispense zu erbitten. Diese wurde natürlich eiligst gegeben; übrigens kamen kurz darauf große Mengen der verschiedensten Fastenspeisen im Lager an, und zum heran nahenden Osterfest wurden auch Kinder, Ziegen und Schafe in beträchtlicher Zahl ins Lager geschafft. Von Hungersnot war fortan keine Rede mehr und wir hielten das hochheilige Osterfest zusammen in Freuden und unge störtem Frieden. Dieser jedoch sollte nicht gar lange dauern, denn bald begannen die Feindseligkeiten mit den erbitterten Mauren aufs neue.

Gleich nach den Feiertagen ließ Soronha unserm Kommandanten sagen, er möge sich bereit halten, denn er gedenke, ihm einen Besuch abzustatten. Und er hielt Wort. Er rückte in Gilmärschen mit einem bedeutend größeren Heere an als das erstemal. Außer einer ungeheuren Menge Fußvolk verfügte er über 2000 Reiter und 100 türkische Büchsenjäger.

Die Königin und ihre Freundinnen saßen gerade zu Tisch, als man die Ankunft des Feindes meldete. Die armen Wesen wurden blaß vor Schrecken und konnten keinen Bissen mehr genießen. Als am folgenden Morgen unser Kommandant seine Krieger in Schlachtlordnung aufstellte, kamen sie zu mir mit der Bitte, ich möchte mich mit ihnen zurückziehen, denn das feindliche Heer sei uns an Zahl so ungeheuer überlegen, daß unserseits an einen Sieg gar nicht zu denken sei. Ich sei ihr geistlicher Vater, ich solle mit ihnen gehen, sie wüßten schon einen sicheren Ausweg, auf dem sie gefahrlos aus der Klemme kämen.

Ich hatte Mitleid mit den armen Frauen, und da mir überdies sehr viel daran lag, die Königin, die ja mit ihrem Sohne die Regentschaft führte zu retten, so willigte ich in ihre Bitten und Vorstellungen ein und rüstete mich zur gemeinsamen Flucht. Allein Don Christobam, unser Kommandant, erriet meinen Plan und ließ uns melden, unser Vorhaben entspreche nicht der heiligen Sache, der wir dienten; ich sei als Bischof der Vater des christlichen Heeres und dürfe meine Kinder nicht zur Zeit der Not verlassen. — Ich gestehe, diese Worte trafen mich schwer. Ich gab den Fluchtversuch auf und bewog auch die Königin zum Bleiben, obwohl ihr vor Angst und Furcht die Tränen ausbrachen.

Unser Kommandant kam nun selbst zu mir und bat mich, ich möchte nach altem katholischen Brauch ihm und seinen Offizieren als Vater und Bischof den hl. Segen geben; desgleichen bat er, da keine Zeit zur Beichte mehr

sei, um Losprechung von seinen Sünden. Ich tat es und flügte kraft der mir vom hl. Vater verliehenen Vollmacht die eines vollkommenen Ablasses hinzu.

Nun setzte sich unser Heer in Bewegung. Wir zogen von dem Hügel herab nach der Ebene zu, wo wir bald von allen Seiten mit wildem Ungestüm angegriffen wurden. Die Mauren schrien und kämpften wie beseßen; es entstand ein unglaubliches Getöse, denn unsere tapferen Krieger wollten sich an Mut von diesen wilden Horden nicht übertreffen lassen, und namentlich unsere Ritter und Edelleute verrichteten Wunder der Tapferkeit. Da kämpfte immer einer gegen zehn, denn der Feind war uns, wie gesagt, an Zahl weit überlegen.

Die Königin, die während der ganzen Zeit an meiner Seite stand, umklammerte weinend mein Kreuzifix und sprach: „O Vater, was müht es Euch, daß Ihr mich hieher geführt habt? Kommt, laßt mich gehen und ein einsames Versteck aufsuchen!“ — Ich erwiderte: „Habt keine Furcht, edle Königin! Vertraut auf Gott, erhebt Augen und Hände zum Himmel und betet. Der Herr ist unser Helfer; unsere Feinde werden heute eine große Niederlage erleiden!“

Inzwischen wüthete der ungleiche Kampf mit aller Heftigkeit fort. Die Mauren hielten sich ihres Sieges für gewiß; die Unserigen aber ließen jetzt ihre Kanonen spielen, die Granaten rissen mächtige Lücken in die Reihen der stürmenden Feinde und wo die Haufen am dichtesten standen, zündeten unsere Krieger das Schießpulver an, daß sie zuvor auf den Boden gestreut hatten. Das wirkte; bald war das ganze Schlachtfeld mit feindlichen Leichen und toten Pferden und Kamelen bedeckt. Das feindliche Fußvolk ergriff die Flucht, und die Reiterei wagte nur noch aus der Ferne zu plänkeln.

Der König der Mauren rief nach diesem Treffen, die Europäer seien im Kampfe nicht wie Menschen, sondern feuer speiende Teufel, denen kein Mensch widerstehen könne. Er räumte das Schlachtfeld und zog sich auf eine Anhöhe zurück. Als ihm aber unsere Krieger auch dorthin folgten, ließ er in panischem Schrecken alles im Stich und ergriff Hals über Kopf die Flucht.

Wir aber dankten Gott und dem hl. Apostel Jakobus, unserm großen Schutzpatron, daß er dem christlichen Heereshäuflein mitten im feindlichen Land einen so herrlichen Sieg verliehen und machten uns dann an die Sammlung der Beute. Wir fanden im Inneren der mit kostbaren Decken behängten Zelte eine große Menge Goldes und andere kostbaren Schätze, desgleichen eine Fülle von Lebensmitteln aller Art, was uns alle eine hochwillkommene Beute war.

Die Gegend, wo das Treffen stattfand, führt den Namen „Provinz Nazareth“ und gehört dem jeweiligen abessinischen Patriarchen, der hier alle Rechte eines Fürsten ausübt und auch die Steuern erhebt, die jährlich 3000 Unzen Gold betragen.

Wir blieben zwei Tage in dem maurischen Lager, erholten uns vom Kampf und den sonstigen Strapazen und rückten dann nach dem Fuße eines Berges vor, wo wir eine Wagenburg errichteten und ringsum die groben Geschütze aufstellten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Missionsleben.

Von Schw. Aemiliana, C. P. S.

St. Johann. — Gelegentlich eines Krankenbesuches, den ich eines Sonntags nachmittags in Begleitung un-

ieres schwarzen Katedeten machte, trafen wir in einem Kraal eine größere Anzahl bejahrter Männer im eifrigen Gespräche beisammen. Auf die Frage, was es hier gebe, blieb alles stumm, nur verlegene Gesichter starrten uns rings entgegen. Die Sache war mir übrigens schon bekannt, es handelte sich hier nämlich um Giftmischerei. Der Fall war folgender:

Der Kraalbesitzer, ein schon bejahrter Mann, Vaimbai mit Namen, war für kaffrische Verhältnisse ziemlich vermögend. Er hatte wenigstens 60 Stück Rinder, über 100 Schafe und Ziegen und wohnte überdies auf seinem eigenen Grund und Boden. Sein ältester Sohn — ebenfalls noch Heide — wollte schon bei Lebzeiten des Vaters das volle Erbe an sich ziehen. Der Vater klagte vor Gericht und bekam hier recht. Nun war es aber mit einem friedlichen Zusammenleben der beiden vollends aus. Der Sohn schwur seinem alten Vater blutige Rache. Keiner betritt mehr den Kraal des andern, und der Vater hütet sich ängstlich, irgendwo utshwala (Kaffernbier) zu trinken, wo er fürchten muß, daß sein Sohn die Hand dabei im Spiel hat.

Ich fragte die Männer, die ich sämtlich als sehr schlechte Kirchenbesucher kannte, weshalb sie denn so selten zur Kirche kämen? Da hörte ich nun die sonderbarsten Ausflüchte. Der eine meinte, er sei schon zu alt dazu, ein anderer sagte, es seien junge Leute genug da, es sollten nur diese in die Kirche gehen. Ein Dritter erklärte: Unsere Vorfahren sind auch an Sonntagen in keine Kirche gegangen, gingen unbekleidet einher und nehmen doch einen Ehrenplatz unter den amadhlozi (im Geisterreiche) ein.“ Ein vierter meint sogar: „Ich gehe schon manchmal in die Kirche, aber nur dann, wenn ich im Sinne habe, jemanden zu vergiften oder ihm selbst körperlichen Schaden zuzufügen. Dann bete ich nämlich, Gott möge mein Vorhaben segnen und meine Mittel kräftig und wirksam machen.“ — Als ich entrüstet fragte, wie er es denn wagen könne, mit solch einer Bitte Gott, dem Allheiligen, zu nahen, entgegnete er gelassen: „Kind, davon verstehst du nichts. Ihr Weißen wißt überhaupt nicht, was bei uns als recht und billig gilt. Ihr wollt uns weismachen, es sei unerlaubt, an seinem Feinde Rache zu nehmen, doch ich bin zu alt und klug, um mich auf solche Weise betören zu lassen.“ Ich ließ mich in keinen weiteren Disput mit dem hartnäckigen Manne ein. Solche Leute werden in der Regel erst dann fürs Christentum reif, wenn sie der Herr zuvor in seiner Weise in die Kreuzeschule genommen.

Beim Weiterreiten hatte ich das Unglück, von meinem störrischen Pferd der ganzen Länge nach in einen Sumpf geworfen zu werden. Während ich mich mühsam wieder herausarbeitete und im nahen Bach, so gut es eben ging, meinen arg beschmutzten Habit reinigte, rampte mein treuloseres Roß geradenwegs der Missionsstation zu, so daß ich nun genötigt war, meine Krankenbesuche zu Fuß zu machen. Außer demjenigen, dem mein Besuch in erster Linie galt, fand ich in einem Kraal noch zwei kranke Kinder, von denen das eine 14, das andere 16 Jahre alt sein mochte. Beide litten an Influenza und husteten zum Erbarmen.

Auf die Frage, wie es ihnen gehe, sagten sie: „Es hat uns ein feindselig gesinnter Mensch umnti (Gift) in die Sauermilch getan, und davon sind wir krank geworden!“ Immer das alte Lied: wird bei den Kaffern jemand krank, so muß irgend ein böser Mensch die Schuld daran haben. Man rennt zum Wahrjager; der muß den Giftmischer „ausriechen“, und eine jahrelange,

bittere Feindschaft ist die sichere Folge. Es hält äußerst schwer, dem Kaffer begreiflich zu machen, daß Krankheiten vom lieben Gott kommen und vielfach Strafen unserer Sünden seien. Mit solchen Lehren predigt man in der Regel tauben Ohren.

Selbst Christen stecken in solchen Dingen oft noch tief im alten, heidnischen Aberglauben. So traf ich einmal einen sonst braven, christlichen Mann, der seit einiger Zeit am Knochenfraß litt. Das eine Bein zeigte eine große, schlimme Wunde. Ich fragte ihn, wie denn das so gekommen sei? Da erklärte er mit einer Bestimmtheit, die bei ihm jeden Zweifel ausschloß: „Das hat mir jemand angetan! Ein böser Mensch hat von meinem Fußstapfen Staub genommen, ihn mit Gift vermischt und dann wieder auf den Weg gestreut. Ich ging ahnungslos darüber und habe nun davon mein böses Bein.“ Widerreden helfen da wenig. Der Kaffer erklärt einfach, wir Weißen verständen von solchen Sachen nichts; er dagegen habe seine alte, wohlverbürgte Erfahrung.

Eigentümlich ist auch vielleicht das Verfahren, wie die Kaffern ihre Kranken kurieren. So sah ich einmal ein Weib ihrem etwa zehnjährigen Kind die Zunge abschaben. Das Kind hatte Fieber und eine stark belegte Zunge. Da nahm nun die resolute Mutter von dem zähen, scharfen Gras, wie es hierzulande häufig wächst, und reinigte damit die Zunge solange, bis das Blut kam. Nun mußte das arme Kind mit Salzwasser den Mund ausspülen und zum Schluß ein äußerst herbes Brechmittel nehmen. Bei all dem blieb das Kind ruhig und still und erlaubte sich nicht die geringste Widerrede, ob schon es offenbar nicht geringe Schmerzen erduldet. Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, entgegnete die Mutter: „Ihr Weißen kuriert langsam, wir aber machen bei Krankheiten kurzen Prozeß und sind nicht so zart und zimperlich wie ihr.“

Sieht ein Kaffern doktor, daß ein Kranker nicht mehr zu kurieren ist, so gibt er ihm auch keine Medizin mehr. So ein Kranker führt dann ein trauriges Dasein, zumal wenn die Krankheit lange dauert; oft läßt ihn seine heidnische Umgebung ohne jegliche Pflege. Das einzige Gute an der Sache ist, daß solch arme, verlassene Kranke in der Regel fürs Christentum sehr zugänglich sind. Während sie in gesunden Tagen oft wenig von Taufe und Bekehrung wissen wollten, bitten sie jetzt aufrichtig um den Besuch des Missionärs und zeigen sich in allem als gehorsame, willige Kinder. So weiß die göttliche Vorsehung alles zum besten zu lenken.

Ein Dentblatt

für unsere auf dem Felde der Ehre gefallenen Krieger.

Unser Missionshaus Sankt Paul zählte beim Ausbruch des großen Weltkrieges erst drei Jahre seines Bestehens. Begreiflich also, daß es nicht jene erstaunliche Zahl von Kriegern und Dienstpflichtigen stellen konnte, wie so manch andere Ordensgenossenschaft, die schon seit Jahrzehnten auf deutschem Boden bestehen und die vielfach eine ganze Reihe von Missionshäusern und Studienanstalten aufzuweisen haben.

Immerhin hat die Mariannhiller Mission, alles in allem gerechnet, auch schon über 60 Mann zum Waffendienst gestellt, während verschiedene andere, schon diensttauglich erklärt, zur Zeit noch in unserm Missionshause der Einberufung harren. Von den erstgenannten 60